

Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1903. ✱ № 11.

Eine Einsame.

Novelle von **Emma Merk**.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gegen Morgen richtete sich Gitta plötzlich hoch auf und zog ihre Hand aus der ihres Gatten.

„Fünf Uhr! Fort! Ich muß fort!" kam es in kaum verständlichen, klanglosen Lauten von ihren Lippen. Ihre Augen wanderten umher, groß, weit geöffnet, mit dem suchenden Blick der Sterbenden. Mit einem Röcheln fiel sie zurück, streckte sich, bewegte noch einmal die Hände, dann war's vorbei.

Vor dem starren, regungslosen Körper lag ein gebrochener Mann, der sein Gesicht in den Kissen vergrub, um sein Schluchzen zu ersticken.

Auguste hatte sich in das Nebenzimmer geflüchtet. Sein Weinen zermarterte ihr die Seele. Sie litt mit ihm, tiefer, schwerer, als er ahnen konnte. Aber was sollte ihm ihre Teilnahme, was sollten arme Trostesworte solchem Jammer gegenüber?

In das Zimmer fiel ein erster Lichtschimmer, und Auguste, die einen Moment müde in einen Stuhl gesunken war, sah plötzlich auf dem hellen Teppich einen dunklen Fleck. Eine Photographie lag auf dem Boden. Sie mußte aus den Briefen herausgefallen sein. Mit jähem Erschrecken bückte sie sich danach.

Aus dem Sterbezimmer klang's in halberstickten, wirren Lauten herein: „Gitta! Mein gutes Weib! Mein armes, süßes Kind! Tot — tot!"

Und sie hielt in ihren Händen das Bild des fremden Mannes — ein keckes, junges Gesicht mit übermütigen Augen —, dieses Mannes, der Gitta lieber gewesen war, als ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Heim und ihre Pflicht; für den sie Fritz verlassen, ihre ganze sonnige Existenz hatte zerschlagen wollen.

Wenn Fritz wüßte? Ob es ein Heilmittel für ihn wäre? Ob sein Schmerz verstummen würde vor der Enthüllung, daß sein Weib im Herzen nicht mehr die Seine gewesen?

Einen Augenblick lang fragte sie sich's in ihrem verzehrenden Mitleid, in ihrem glühenden Verlangen nach Trost für ihn. Doch dann schüttelte sie das Haupt und ließ das Bild in ihre Tasche gleiten.

Nein! Die Erinnerung an sein Glück sollte ihm heilig bleiben, keine bittere Enttäuschung durfte sein warmes Herz erkälten! Er durfte nicht wissen, daß Verrat über seinem Haupt geschwebt hatte! Sie wollte das Geheimnis der Toten in tiefste Vergessenheit versenken. Sie spähte noch einmal angstvoll umher, ob sie auch jedes Blättchen vernichtet hatte. Es war nirgends mehr eine Spur. Nur in dem kalt gewordenen Ofen verbrannte Blätter — ein Häuflein Asche.

4.

Auguste war körperlich und seelisch so mitgenommen von all dem Elend, das sie durchlebt, daß sie bei der Rückkehr in ihr Heim nichts ersehnte als Ruhe. Sie gab sich Mühe, jede Wiederholung einer peinlichen Auseinandersetzung zwischen sich und ihrem Gatten zu vermeiden, und überantwortete ihm ohne weitere Bemerkung die Geldsumme, die er verlangt hatte.



Die acht Brüder Hennig in Uniform. (S. 83)
Nach einer Photographie von A. Richter in Leipzig-Lindenau.

Er murmelte mit verlegenem Dank: „Dumme Geschichte! Ich wollte, ich hätte früher mit dir gesprochen."

Gittas Tod schien tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; wenigstens war er in den ersten Tagen ernst und bedrückt. Er kam auch ergriffen und nachdenklich von der Beerdigung nach Hause.

„Die arme Gitta!" sagte er. „Ihrer Lebenslust nach hätte sie hundert Jahre alt werden müssen! Ohne Falsch ist sie nicht gewesen, aber mit mir hat sie es immer gut gemeint, für mich war sie eine gute Freundin. Fritz freilich war nicht der rechte Mann für sie; der ist viel zu sehr Gemütsmensch, allzu blind verliebt."

„Warum glaubst du? Sie waren doch sehr glücklich!" fragte Auguste betroffen.

Der Rittmeister zuckte die Achseln. „Hm, hm!" machte er mit einer frivolen Bewegung, die lebhaften Zweifel ausdrückte. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Unserem berühmten Helden am Hoftheater ist an dem Grabe Gittas plötzlich so schwach geworden, daß man ihn wegführen mußte. Der gute Fritz war zum Glück zu erschüttert, um irgend etwas zu bemerken. — Na, und der Bruder Gittas, der plötzlich wieder auftauchte, dieser verschollene Otto v. Plon, dürfte ihm gerade auch keine angenehmen Stunden bereiten. Kannst dich vor diesem Vetter in acht nehmen, Auguste. Er wird dich sicher anpumpen."

Sie hatte die letzten Worte kaum gehört und antwortete ganz gedankenabwesend: „Gewiß, ja!"

Sie war erschrocken über die Bemerkung, die ihr Mann über den „Heldenspieler" am Hoftheater hingeworfen. Die Photographie, die sie an Gittas Sterbemorgen zu sich gesteckt — sie hatte sie später erkannt, als sie dieselbe vernichtete. Es war das Bild eines sehr beliebten jungen Schauspielers. Nur schien es, als wisse auch ihr Gatte, welche Rolle der junge Mann in Gittas Leben gespielt hatte. Vielleicht wußten es auch an-

dere. Vielleicht hatte man am Grabe gelächelt über den armen blinden Toren von Mann, der einer Frau nachweinte, die einen anderen geliebt. Wie hütete sie ihn dann vor der Wahrheit, vor bösem Geflüster, das ihm alles, was ihm lieb gewesen, vergällen und verdüstern mußte?

Täglich ging sie zu den Kindern, ordnete und half im Haushalte nach, um ihm wenigstens kleine Sorgen, alltägliche Unbequemlichkeiten zu ersparen. Ihn selbst bekam sie selten zu Gesicht.

Einmal aber traf sie ihn in Gittas Zimmer; er war nicht allein. Sein Schwager Otto war bei ihm. Seit ihren Kindertagen hatte sie diesen Vetter, der seinem Vater so viel Sorgen gemacht, nicht mehr gesehen. Sie wußte, daß er als halbwüchsiger Mensch schlechter Streiche wegen aus der Kadettenschule fortgejagt worden war, es dann mit verschiedenen Berufen versucht hatte, immer ohne Fleiß und Ernst und immer ohne Erfolg. Schließlich hatte der General ihn vollständig fallen lassen. Nun war er verheiratet, nannte sich Gutsbesitzer, aber er sah nicht aus, als besäße er viel mehr als eine hübsche Erscheinung und ein unerschütterliches Selbstbewußtsein.

Fritz schien eine peinliche Unterredung mit ihm gehabt zu haben, und in seinen Augen war ein solcher Ausdruck des Gequältseins, daß es ihr ins Herz schnitt und ein lebhafter Groll auf den lästigen Menschen in ihr aufstieg. Daß es sich um Geldfragen handelte, konnte sie wohl vermuten. Fritz saß vor Gittas Schreibtisch und hatte die Schubladen geöffnet.

„Es ist so traurig," sagte er, „in ihren Sachen herumzustöbern. Vielleicht weißt du Bescheid, Auguste. Mein Schwager Otto behauptet, Gitta habe ihm einmal eine größere Summe versprochen. Wenn sich nicht eine bestimmte Aufschreibung findet, so wird die Obervormundschaft dieses Versprechen nicht anerkennen. Ihr Vermögen gehört den Kindern. Überdies kann ich auch nicht entdecken, wo sie ihr Geld deponiert hat. Hier ist wohl ein Depositenschein der Reichsbank über zwanzigtausend Mark. Aber sie hat von ihrem Vater über fünfzigtausend geerbt. Hast du eine Ahnung, wie sie das übrige verwendet hat?"

Der Schreibtisch mit den geöffneten Fächern rief Auguste so deutlich die Erinnerung an jene schreckliche Stunde in der Sterbenacht zurück, sie hatte zugleich eine namenlose Angst, es könnte Fritz dennoch irgend ein verräterisches Blatt in die Hände geraten, daß sie mit verstörtem Gesicht vor ihm stand und ganz verwirrt erwiderte: „Ich weiß von nichts. Gitta sprach nie mit mir über ihre Angelegenheiten."

Sie fühlte, daß die Augen ihres Vetters auf ihr ruhten, daß er ihre peinliche Verlegenheit, die sie nicht abzuschütteln vermochte, beobachtete.

Und nun sagte er plötzlich: „In dem Ofen da sind Papiere verbrannt worden. Man sieht es an der Asche."

„Vielleicht hatte Gitta Rechnungen, Ausgaben für Toilette, von denen sie mir nichts sagen wollte," meinte Fritz in müdem Tone. „Aber sie ist ja so schnell krank geworden! Sie hat gewiß nicht ans Sterben gedacht, so schön und lebensprühend, wie sie an jenem letzten Abend zum Balle fuhr, und während ihrer Krankheit war niemand um sie als du, Auguste. Wenn du nichts verbrannt hast —"

Das war das Furchtbarste, das sie treffen konnte. Lügen — eine bewußte Unwahrheit sprechen vor seinem guten, vertrauenden Gesicht!

Aber es würde ihn ja vernichten, wenn er Gittas Treulosigkeit erführe. Sie tat es ja für ihn.

„Nein, Fritz," sagte sie, „ich habe nichts verbrannt." Sie log so schlecht. Sie fühlte auch, daß sie blaß geworden war bis in die Lippen, daß sie dastand wie eine Verbrecherin. Er sah es nicht, er hörte nicht den zaghaften, ängstlichen Ton ihrer Stimme, er hatte in dem Schreibtisch seinen ersten Brief an Gitta gefunden, den er ihr damals in den Rosenstrauß gesteckt. Die Erinnerung überwältigte ihn dermaßen, daß ihm die Augen naß wurden.

Aber Otto v. Plon schaute Auguste unverwandt an mit mißtrauischem Blick. Er hatte ihre Lüge durchschaut. Das fühlte sie.

„Die Sache scheint mir höchst rätselhaft," bemerkte er gereizt. „Ich werde nicht abreisen, ehe ich nicht weiß, was aus Gittas Vermögen geworden ist." Dann ging er. —

Der Eindruck, den Gittas Tod auf den Rittmeister gemacht, verwischte sich rasch. Ja, es schien, als hätte die Verstorbene einen günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt, der nun



Professor Pupin. (S. 83)

geschwunden war. Er hielt jetzt jede Rücksicht auf seine Frau für überflüssig, kam niemals pünktlich zu einer Mahlzeit, hetzte die Dienstboten herum, sobald er zu Hause war, und brachte sich häufig Herrengesellschaft mit. „Ich muß ein wenig Leben in die langweilige Wirtschaft bringen," erklärte er.

Bis zum frühen Morgen wurde in seinem Zimmer gezecht, gelacht, mit immer lauteren Stimmen gesprochen, je mehr die Herren sich erhitzten. Auguste hörte bis in ihr Schlafzimmer den Lärm, roch den die Wohnung durchziehenden Zigarrenrauch.

Sie wußte, es war nutzlos, gegen ihren Mann anzukämpfen. Widerspruch hätte ihn nur gereizt. Manchmal sahen sie sich tagelang nicht. Er schlief am Vormittag, ging aus, wenn sie zu Mittag aß, und kam zum Essen heim, wenn sie sich zu Bett legte.

Eines Abends trat er doch wieder einmal in ihr Wohnzimmer, in dem sie bei der Lampe saß und Puppenkleider für Fritzens kleine Tochter nähte. Er hatte ein dunkelrotes Gesicht und machte heftige Bewegungen; er kam gerade von einem Sektfrühstück, das sich bis in den späten Nachmittag ausgedehnt hatte. Es lag ein leichter Nebel über seinen Augen, und er hatte die Erregbarkeit, die Lach- und Plauderlust eines Halbberauschten.

„Ist nichts für mich gekommen? Kein Brief?" fragte er. Da sie verneinte, kramte er noch eine Weile unter den Zeitungen herum, die auf dem Fenstertisch lagen. „Sonderbar! Wunderlich!" murmelte er. „Sag einmal, Auguste, hat Gitta niemals, auch während ihrer Krankheit nicht, mit dir über ein Darlehen gesprochen, ein Guthaben, das sie von mir —"

Auguste hatte vermieden, ihn anzusehen. Er war ihr unheimlich in seiner Weinstimmung. Nun hob sie den Kopf und horchte in heißer Spannung. „Das sie dir gegeben hatte, das du ihr schuldig warst?" unterbrach sie ihn hastig, voll Angst.

„Na, nun machst du gleich wieder Augen, als sei der Blitz vor dir niedergefahren. Gitta war ein guter Kerl. Vor ein paar Jahren steckte ich einmal schwer in der Klemme. Ich war noch aktiv — Ehrenschulden — eine Summe von achtundzwanzigtausend Mark. Es kostete mich einfach den Rock, wenn ich nicht bezahlte. Ich verkehrte damals viel bei Eulers und, wie gesagt, sie gab mir das Geld."

„Ohne daß Fritz es wußte?"

„Natürlich! Er — nun, er hatte damals, als ich seiner Frau ein wenig den Hof machte, für mich keine besonderen Sympathien. Er war eifersüchtig, grundlos natürlich. Ich konnte mich nicht an ihn wenden. Frauen sind in solchen Fragen viel gemütlicher. Gitta hatte das Geld eben von ihrem Vater geerbt; ich zahlte ihr dieselben Zinsen wie ein anderer; um das Kapital kümmerte sie sich nicht. Später, als ich meinen Abschied nahm, ward ihr wohl etwas bange, und sie hatte beständig eine gute Partie für mich im Auge —"

Er wog und überlegte seine Worte nicht in seiner Benebelung, Auguste aber war das rosige Puppenkleid aus der Hand geglitten. Bitterlich auflachen hätte sie müssen, wenn sie nicht eine stille Dulderin gewesen wäre, die keinen leidenschaftlichen Ausdruck für ihre Empfindungen hatte.

Das war also der Grund, das langgesuchte Warum. Aus Angst für ihr leichtsinnig verliehenes Geld hatte Gitta sie mit List und Trug in diese Ehe gelockt!

„Diese achtundzwanzigtausend Mark sind also das Bindeglied zwischen uns gewesen," sagte sie unwillkürlich in einem harten Tone. Sie konnte in ihrer Erbitterung die Verachtung nicht mehr verbergen, die sie für ihn empfand.

„Nein, entschuldige, das wäre doch viel zu wenig gewesen," erwiderte er spöttisch. „Aber immerhin, ich hätte längst gezahlt, wenn du nicht so zäh mit deinem Gelde wärst."

Er ging nun wieder im Zimmer hin und her, rückte da und dort an einem Möbel oder zupfte an einer Decke in seiner leichten Berauschtheit. „Ich wartete immer auf einen geeigneten Moment, um dir die Mitteilung zu machen."

„Des Geldes wegen kam also wohl Gitta an jenem letzten Abend in ihrer Balltoilette noch hierher?" fragte Auguste mit düsteren, ernsten Augen.

„Vermutlich. Sie wollte das Geld sofort, am anderen Morgen haben. Sie hatte unsinnige Pläne im Kopf; aber immerhin, das ging mich ja nichts an, und du weißt, daß ich mich beeilte, ihre Forderungen zu erfüllen. Dann kam die Krankheit dazwischen. Nun muß Fritz hinterher noch die Geschichte erfahren. Ich begreife nur nicht, daß man nicht längst die Summe verlangte. Man muß doch meinen Schuldschein in ihrem Schreibtisch gefunden haben."

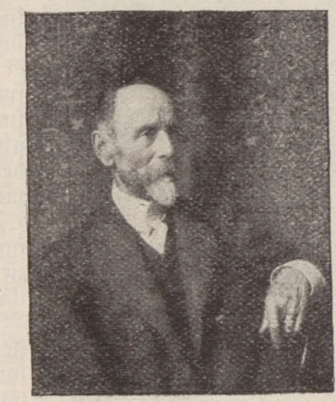
Auguste fuhr auf: „In ihrem Schreibtisch

— ein Schuldschein? O, nun wird mir alles klar. Ich habe in der Nacht, als Gitta starb, Papiere verbrannt. Sie wollte es —"

„Verstehe, Liebesbriefe!"

„Ich warf ins Feuer, was ich fand. Wenn der Schuldschein unter diesen Blättern gelegen hat, so ist er mit verbrannt worden."

Er zog die Augenbrauen in die Höhe und brach in ein lautes Lachen aus. „Na, höre mal, Auguste, das hast du gut gemacht! Das ist ein Kapitalstreich! Hahahaha!"



Joseph v. Kopf †.

Sie war, unfähig sich aufrecht zu halten, in ihren Stuhl zurückgesunken. Ihr armer Kopf dachte und dachte in fieberhafter Hast, in aufreibender Klarheit. Sie sah die nächtliche Szene wieder vor sich; sie fühlte, wie unabwendbar der Verdacht auf sie fallen müsse, den Schuldschein absichtlich verbrannt zu haben. Sie war allein bei der Kranken gewesen, hatte Papiere verbrannt und es hinterher geleugnet. Wo war der Zeuge, wo fand sie den Beweis, daß sie den Schuldschein ahnungslos, absichtslos vernichtet hatte? Dieser Otto v. Plon, der sie mit so schiefem Mißtrauen angeblickt, der sie auf ihrer Lüge ertappt hatte, würde nicht zögern, die Anklage gegen sie zu schleudern, gegen die sie sich nicht verteidigen konnte, wenn sie nicht das Geheimnis der Toten preisgab. Aus ihrem Munde mußte Fritz erfahren, daß die heißgeliebte Frau in ihren letzten Augenblicken an einen anderen gedacht hatte. Sie selbst sollte seinem Herzen den Todesstoß geben!

In ihrer ratlosen Verzweiflung fiel ihr Blick plötzlich auf das Gesicht ihres Gatten. Sein vergnügtes Zwinkern, sein Lachen weckten ihr eine rasende Empörung. „Wie kannst du lachen?" rief sie entrüstet.

„O, ich finde die Geschichte höchst spaßhaft. Es hätte mir gar nichts Lieberes passieren können. Kein Mensch weiß von der Schuld, wenn der Schein vernichtet ist; es ist auch viel gescheiter, wenn Fritz nichts davon erfährt, es würde ihn nur nachträglich ärgern, daß seine Frau ohne sein Wissen solche Opfer für einen anderen Mann brachte. Wenn das auch nur aus Freundschaft geschah, für den Gatten ist das nie angenehm. Und ich kann das Geld recht gut anderweitig verwenden. Wozu ihm die Augen öffnen über seinen schönen blonden Schatz, und die Kinder sind reich genug."

Auguste hatte ihn nicht zu unterbrechen vermocht. „Ich will zu deiner Ehre annehmen, daß du dir in deiner momentanen Verfassung nicht klare Rechenschaft über das zu geben vermagst, was du eben gesprochen hast," sagte sie nun, bebend vor Entrüstung. „Morgen wirst du hoffentlich anders denken. Morgen wirst du Fritz gestehen, daß du ihm das Geld schuldest, und es seinen Kindern zurückerstatten."

„Fällt mir ja gar nicht ein! Warum sollte ich davon anfangen? Wenn man mir den Schuldschein vorlegt, zahle ich. Sonst — um so besser!"

„Pfui!" rief sie und wendete sich ab, um das Zimmer zu verlassen. Es war ihr unmöglich, sein rotes Gesicht mit dem cynischen Lächeln länger zu ertragen, seine rohe, laute Stimme länger zu hören. „Auch deine Berauschtheit entschuldigt nicht eine solche Gemeinheit."

„Mäßige deine Worte!" schrie er sie an mit zornigen Augen und hob die geballte Faust.

„Ich hoffe nur, daß es die letzten Worte waren, die wir miteinander getauscht haben!" stieß sie hervor. Sie war ihm ausgewichen. Sein niedersausender Arm streifte nur ihre Schulter.

An allen Gliedern bebend vor Erregung, mit schwerklopfendem Herzen saß sie dann in ihrem einsamen Zimmer. „Das ist das Ende! Das muß das Ende sein!" stöhnte sie vor sich hin. Es graute ihr vor dem niederen Egoismus, der häßlichen Berechnung, der rohen Denkweise, die sie rings um sich sah, in die sie sich wie eingesponnen fühlte. Ein Sumpf, aus dem sie heraus mußte. Fort — fort! In eine tiefe Einsamkeit wollte sie fliehen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Daß eine Familie dem Vaterlande acht Soldaten liefert, ist jedenfalls ein seltenes Vorkommnis. Vielleicht stehen die **Gebrüder Hennig** aus Hohenroda in dieser Hinsicht zur Zeit einzig da. Sie ließen sich vor kurzem in den Uniformen der Regimenter, in denen sie gedient hatten, gemeinsam photographieren und sandten das Bild an Kaiser Wilhelm, welcher der noch lebenden verwitweten Mutter der acht Vaterlandsverteidiger ein Geschenk machte. — **Professor Pupin** von der Columbia-Universität in New York hat durch rechnerische Feststellung der Entfernung, in welcher die Selbstinduktionsspulen in die Kabel und Drähte sehr weiter Fernsprechleitungen eingeschaltet werden müssen, die Entwicklung des Fernsprechwesens abermals um einen großen Schritt gefördert. Er ist von Geburt Ungar, nach Erziehung und wissenschaftlicher Bildung Deutscher, denn er besuchte in Frankfurt a. M. das Gymnasium und studierte unter dem berühmten Physiker Helmholtz in Berlin. Die Versuche mit dem System Pupin, die von der Firma Siemens & Halske unter Beteiligung der Reichstelegraphenverwaltung gemacht wurden, haben glänzende Ergebnisse gehabt. — In Rom starb der berühmte Bildhauer **Joseph v. Kopf.** Er wurde am 10. März 1827 zu Unlingen in Württemberg als Sohn eines Ziegelbrenners geboren, sollte Maurer werden, fühlte aber einen unbezähmbaren Drang in sich, Künstler zu werden, und zog zu Fuß mit Felleisen und Knotenstock nach Rom, wo er nach schwerem Ringen sein Ziel erreichte und eine zweite Heimat fand. Er hat eine große Anzahl bedeutender Werke geschaffen. Besonders Hervorragendes leistete er auf dem Gebiete der Porträtbüsten und Reliefbildnisse. — Vor hundert Jahren, am 14. März 1803, starb in Hamburg **Friedrich Gottlieb Klopstock,** der Dichter des religiösen Epos „Der Messias" und zahlreicher vortrefflicher, schwungvoller Oden. Er war am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren, hat einen überaus starken Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt und war der Begründer einer neuen Blütezeit deutscher Dichtung. Sein **Grab** befindet sich auf dem Friedhof des ehemaligen, jetzt eine Vorstadt Altonas bildenden Dörfchens **Ottensen.** Neben ihm hat seine erste Gattin Margareta geb. Moller ihre letzte Ruhestätte gefunden.



F. G. Klopstocks Grab auf dem Friedhof zu Ottensen.
Nach einer Photographie von Strumper & Co. in Hamburg.

Ein Straßenbarbier in Genua.

(Mit Bild auf Seite 81.)

Am Hafen von Genua herrscht ein äußerst buntes, geräuschvolles und lebhaftes Treiben, denn in dieser bedeutendsten Seestadt Italiens wird tüchtig gearbeitet. Aber nur ein Stückchen weiter, und man kommt in Gassen, wo es ganz italienisch-idyllisch hergeht, Schuster und Schneider vor der Haustür ihren Beschäftigungen obliegen, und selbst der Barbier sein nützliches und verschönerndes Gewerbe vor aller Augen unter freiem Himmel ausübt und unter Soldaten, Matrosen, Hafenarbeitern u. s. w. stets Kundschaft findet.

Die neue Industrie.

Erzählung von **J. D. Hansen.**

1.

Es war im Spätherbst des Jahres 1621. Die holländische Spitzbergenflotte war glücklich nach ihren Heimatshäfen zurückgekehrt mit reichen Ladungen an Tran, Fischbein, Robbenfellen und Walroßzähnen. Die Mannschaften vergeudeten ihre kontraktlichen Anteile am Gewinn entweder rasch in den Schenken nach sorgloser Seemannsart, oder begaben sich vernünftigerweise zu ihren Familien, um den Winter über in Ruhe zu ver-

bringen, bis das nächste Frühjahr sie wieder zu dem rauhen, beschwerlichen Geschäft des Walfanges und Robbenschlagens in jenen hohen unwirtlichen Breiten berief.

Zu den Vernünftigen gehörte der Matrose Lukas de Geer, der sich nicht verführen ließ von seinen liederlichen Kameraden. Sobald er sein sauer verdientes Geld in der Tasche hatte, verließ er Amsterdam und eilte nach Gouda, seiner Heimatstadt, zu seiner Mutter, einer armen, ehrsamen Töpferswitwe, die ihn froh empfing. Wie oft hatte sie um ihn sich geängstigt in schlaflosen Nächten, wenn der Sturm heulte und toste und die Dachziegel und Fensterläden ihres Häuschens erschütterte. Das sagte sie ihm.

„Ei, Mutter," versetzte er lächelnd, „wir haben droben bei Spitzbergen stets so gute, sturmfreie Zeit gehabt wie wahrscheinlich noch nie zuvor, seitdem der Fang dort betrieben wird. Die Stürme, welche über Holland hinbrausen, gelangen nicht nach Spitzbergen, so scheint es mir."

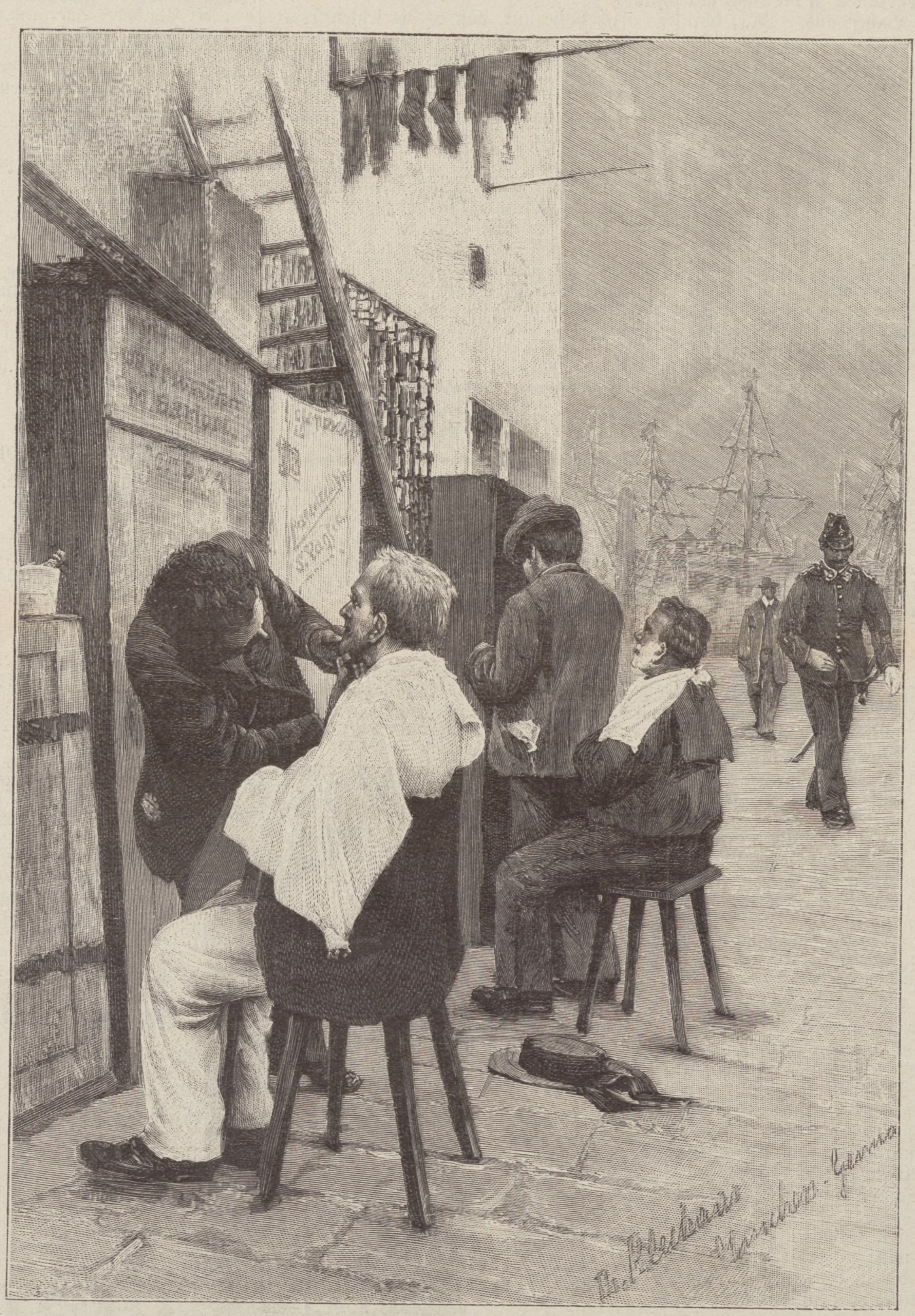
„Du magst ja recht haben, mein lieber Lukas," sprach sie seufzend. „Aber dennoch mußte ich stets um dich in Sorge sein. Ach, wärest du doch dem Handwerk deines seligen Vaters treu geblieben und Töpfer geworden. Du erlerntest ja zuerst das väterliche Geschäft und warst tüchtig darin, bevor du zur See gingst."

„Ja, Mutter, du hast recht. Das stille Leben zu Gouda als ehrsamer Handwerksmann ist bequemer und friedlicher als das gefahrvolle und beschwerliche Walfischfängerdasein. Habe das auch schon reiflich bedacht und noch manches andere. Wenn mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen könnte, dann würde ich gerne dem Töpfereigeschäft mich wieder zuwenden und dem unruhigen, gefahrvollen Seemannsleben für alle Zeiten entsagen."

„Ich verstehe dich, Lukas. Du denkst an Adriana van Hooft."

„So ist's, Mutter."

„Ich befürchte, du gibst dich einer vergeblichen und trügerischen Hoffnung hin."



Straßenbarbier in Genua. (S. 83)

„Warum? Michael van Hooft ist doch auch nur ein Töpfer."

„Ja, aber er trachtet hoch hinaus. Die anderen Meister in der Stadt lachen über ihn. Einige halten ihn für halb verrückt."

„Bemüht er sich noch immer so eifrig, es den kunstreichen Delftern gleichzutun?"

„Jawohl. Man meint, daß er sich bei dem nutzlosen Bemühen bald völlig zu Grunde richten wird."

„Wenn es so mit ihm steht, meine ich doch, daß ich ihm vielleicht als Schwiegersohn und Gehilfe willkommen sein müßte. Ich bringe ansehnliches Geld mit von der Spitzbergenfahrt, bare vierhundert Gulden."

„Das wird ihm wohl nicht genügen, lieber Lukas. Er will einen reichen Schwiegersohn, einen richtigen Kapitalisten, der ihm viel Geld ins Geschäft bringt, so daß er seine kostspieligen Versuche noch besser als bisher zu betreiben vermag."

„Und was sagt Adriana zu den Plänen ihres Vaters?"

„Was soll sie sagen? So sanft und gehorsam ist sie, daß sie voraussichtlich ohne weiteres sich seinem Willen fügen wird. Doch wie dem auch sein möge, Michael van Hooft war der vertraute Freund deines Vaters, und seine Frau Gertrude ist meine gute Freundin. Wir wollen die van Hoofts morgen besuchen. Dann wirst du sicherlich erfahren, wie's mit deinen Hoffnungen und Wünschen bestellt ist."

Noch manches über diese Angelegenheit plauderten Mutter und Sohn miteinander bis tief in die Nacht. Am folgenden Tage besuchten sie die Familie van Hooft, die in einem stattlichen Hause am Marktplatze wohnte, nahe bei der Sankt Janskirche, auch Groote Kerk genannt. Sehr freundlich wurden die Besucher empfangen und gastfrei bewirtet.

Die blondlockige, blauäugige und rosige Adriana, nach des jungen Seemanns Meinung die Schönste aller Schönen, lächelte ihm liebenswürdig zu. Ihre Mutter Gertrud bezeigte sich wie immer als eine gesprächige und herzensgute Frau. Michael van Hooft dagegen war etwas zerstreut und einsilbig. Es quälten ihn wohl insgeheim allerlei Geschäfts-

Humoristisches.

Das astronomische Debüt.

Von A. v. Fischern.



Privatier: So! Mitglied unseres Meteorologischen Vereins wäre ich nun, und in der heute nacht 2¾ Uhr stattfindenden Annäherung zweier großen Planeten bietet sich herrliche Gelegenheit zu interessantem Vortrag über einen selbstbeobachteten Vorgang im Weltenraum.



Also in dieser Gegend wird kurz vor Untergang der beiden Sterne die betreffende Annäherung zu beobachten sein. Alles schläft, nur ich wache!



Hm, hm! Immer noch zwei Stunden Zeit, da kann ich mich im Leitfaden noch gehörig über den Fall informieren!



's ist merkwürdig, daß man nie schläfriger ist, als dann, wenn man munter bleiben muß oder will! Wäre ich doch nur noch ein Stündchen länger im „Bären“ geblieben! — Noch 1½ Stunden!



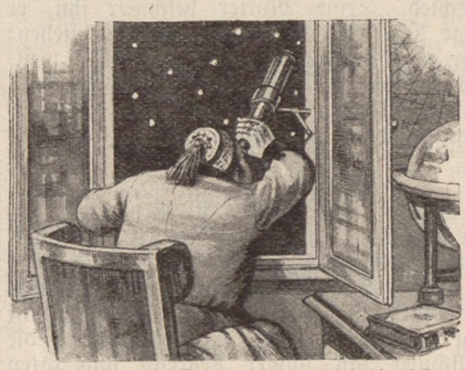
Na, eine Tasse starken schwarzen Tees, sagen die Chinesen, erhält wach und schärft den Geist — also probieren! — Ah! —



Besser dem Feind ins Angesicht gesehen und ein halbes Stündchen geschlafen — der Wecker tut ja stets famos seine Schuldigkeit!



Prompt geweckt! Aber der heiße Tee und die Aufregung haben mich förmlich in Schweiß gebadet — bei offenem Fenster! — Entsetzlich!



Nun, zum Glück ist noch nichts versäumt, die hiesigen Uhren gehen zu früh. — Aber in meinen Zähnen rumort's furchtbar!



Au! — solch ein wahnsinniger, entsetzlicher Schmerz, den kann ich heute gerade brauchen!



Ein wahres Glück, daß in der Hausapotheke noch Opiumzahntropfen sind — in solcher Not greift man nach einem Strohhalm!



Triumph der Wissenschaft! Gebannt ist der sinnbetäubende Schmerz — ja, ja, so ein bißchen Opium. Im entscheidenden Augenblick bin ich wieder geistesfrisch und stramm auf Posten! Ich habe immer noch zwanzig Minuten Zeit — bis dahin wird sicher aller Schmerz vorbei sein!



Im entscheidenden Augenblick: rrrrh! — ch! ch! — rrrrh — scherrih! — rrr!

sorgen. Er wollte es durchaus den Delfter Fabrikanten gleichtun, obwohl er die dazu nötigen Fähigkeiten nicht besaß.

Die in der Nachbarstadt Delft seit langen Jahren verfertigten Fayencen waren damals in Holland und auch im Auslande berühmt. In Delft wurden die schönsten, kunstreich verzierten Krüge, Vasen, Töpfe, Kannen, Schüsseln, Tassen, Teller und dergleichen mehr geformt. Diese Delfter Ware hatte man in anderen holländischen Städten vielfach nachzuahmen sich bestrebt, doch stets vergeblich.

Da Michael van Hooft seinen Fabrikaten nicht die Vortrefflichkeit und Schönheit der Delfter Waren zu geben verstand, so war's freilich kein Wunder, daß sie unverkäuflich blieben. Das mochte ihm schwere Sorgen machen. Oft hatten seine Frau und seine Tochter unter Tränen gebeten, er möge doch diese nutzlosen Bemühungen aufgeben und, wie früher, einfache Töpferwaren verfertigen. Er blieb aber starrsinnig dabei trotz der bisherigen Mißerfolge, die ihn davon hätten abhalten sollen.

Lukas erzählte viel von dem abenteuerlichen Leben und Treiben der Walfischfänger und Robbenschläger. Adriana hörte ihm mit Vergnügen zu, ebenso ihre Mutter, ihr Vater aber schenkte der Erzählung wenig Interesse. Doch fragte er: „Was hat's denn gelohnt? War etwas Ordentliches bei dem Geschäft zu verdienen?"

„O ja," versetzte der junge Mann. „Reichlich vierhundert Gulden habe ich nach Hause gebracht."

„Nun, das ist ja ganz nett."

„Damit denke ich jetzt etwas anderes anzufangen."

„Was denn?"

„Ich will wieder Töpfer werden."

„Hm," brummte Michael van Hooft, „mir will's scheinen, daß solches Umsatteln im Geschäft nicht viel wert ist."

„Warum sollte er's nicht tun?" rief lebhaft Adriana. „Dergleichen ist schon oft vorgekommen. Das erinnert mich an die Geschichte des Quintin Messis zu Antwerpen, der zuerst Schmied war und dann ein berühmter Maler wurde. Dazu machte ihn die Liebe."

„So kann also füglich die Liebe auch recht wohl aus einem Matrosen einen geschickten Töpfer machen," sagte der junge Mann und sah Adriana schmachtend an.

Die reizende Juffrouw lachte ganz heiter und unbefangen. Sie kannte ja Lukas von Jugend auf; er war der Gespiele ihrer Kindheit. Ihr Vater aber schien von der Wendung des Gesprächs weniger erbaut zu sein.

„Nun, meinetwegen werde wieder Töpfer, wenn du es durchaus so willst," sagte er unwirsch. „Zur Zeit ist unser Handwerk jämmerlich auf dem Hund in Gouda, und du wirst auch nichts Besseres leisten können als dein Vater, der stets ein armer Schlucker dabei blieb."

„Ich könnte es ja machen wie Ihr, den Delftern nachzueifern versuchen," sprach Lukas.

„Hahaha!" lachte höhnisch Michael van Hooft. „Wenn ich das bisher nicht fertig bringen konnte, so kommst du damit erst recht nicht zu stande."

Man sprach dann von anderen Dingen. Nach einer Weile empfahlen sich die Besucher. Aber Lukas de Geer kam in der nächsten Zeit fast Tag für Tag wieder in das van Hooftsche Haus, wohin die Liebe ihn mit Allgewalt zog. Er suchte und fand Gelegenheit, mit Adriana zärtliche Worte zu wechseln, und sie gestand ihm ihre Neigung, was ihn hoch beseligte.

So hielt er es denn für angemessen, mit dem Vater zu reden. Dieser aber wies ihn ganz entschieden ab.

„Daran ist gar nicht zu denken, Lukas," sagte er grämlich. „Gewiß, du bist ein netter Bursch, und dein Vater war einst mein bester Freund. Ich will aber einen angesehenen, reichen Schwiegersohn, der mir helfen kann im Geschäft mit seinem Kapital."

„Und wenn sich kein solcher als Bewerber um Adriana meldet?"

„Vermute, es wird schon einer zur rechten Zeit sich einstellen. Adriana ist ja erst neunzehn Jahre. Und sie ist so schön, daß wohl einmal der Sohn eines Ratsherrn oder sonst irgend ein hochmögender und reicher Mann um sie freien wird."

„Wenn aber Adriana von solchem Freier nichts wissen will?"

„Meine Tochter muß und wird mir gehorsam sein. Es ist zu ihrem Besten und auch zu dem meinigen."

„Hoffentlich werdet Ihr Euch noch anders besinnen."

„Hoffe darauf nicht, Lukas."

„Wie denn, wenn ich wieder zur See ginge und mit vielem Geld heim käme?"

„Ja, das wäre freilich etwas anderes. Aber wie sollte das möglich sein?"

„Es gibt jetzt wieder Krieg mit Spanien, und es sollen viele Kaperschiffe ausgerüstet werden. Da könnte ich also, falls das Glück mir hold ist, einen großen Beuteanteil rasch verdienen."

„Tu, was du willst, Lukas! Mir soll's recht lieb sein, wenn du auf solche Art meiner Adriana aus den Augen kommst."

„So lebt wohl, Mynheer van Hooft! Ihr erlaubt wohl, daß ich von Adriana mich verabschiede?"

„Tu das! Aber dann komme nicht wieder hierher, es sei denn mit einem großen, vollen Geldsack."

Der junge Mann begab sich zu seiner Auserkorenen und nahm von ihr wehmütigen Abschied. Seine Mutter beschwor ihn, er möge doch von seinem Vorhaben abstehen; aber er ließ sich nicht irremachen. Den weitaus größten Teil der auf der Spitzbergenfahrt erworbenen Summe ließ er seiner Mutter. Dann reiste er nach Amsterdam ab.

2.

Der im April 1609 zu Antwerpen mit den Spaniern auf eine Zeitdauer von zwölf Jahren abgeschlossene Waffenstillstand ging im Jahr 1621 zu Ende, und dann entbrannte mit voller Wut von neuem der Krieg mit dem Erbfeinde. Im Seekrieg waren die Holländer fast immer siegreich und taten den Spaniern unermeßlichen Schaden. So kaperte zum Beispiel der Admiral Peter Hein die spanische Silberflotte und brachte die ungeheure Beute, welche auf zwölf Millionen Gulden geschätzt wurde, glücklich nach Hause. Die holländischen Reeder und Kaufleute bildeten Aktiengesellschaften zur schleunigen Ausrüstung von Kaperschiffen, um damit die Spanier auf allen Meeren zu bekriegen, wobei sie von der Regierung bestens unterstützt wurden. Man brauchte also viele kühne Seeleute. Ansehnliche Heuergelder wurden geboten und große Beuteanteile zugesagt.

Lukas de Geer brauchte nicht lange zu warten. Sogleich nach der Ankunft in Amsterdam wurde er unter guten Bedingungen für ein Kaperschiff angeheuert.

Als er an Bord ging, traf er dort als Schiffsgenossen einen guten Freund, den Matrosen Dirk Cornelis, welcher auf der Spitzbergenfahrt sein bester Kamerad gewesen war.

Das Kaperschiff segelte nach den westindischen Gewässern. Dort wurden bei Cuba und San Domingo einige spanische Fahrzeuge gekapert; aber leider ging bald die reichliche Beute gänzlich verloren und das eigene Schiff auch, welches einem fürchterlichen Sturme zum Opfer fiel. Es strandete an der zentralamerikanischen Küste.

Bei diesem Schiffbruch büßten viele von der Mannschaft das Leben ein; andere, die sich ans Land retteten, wurden von den Spaniern teils getötet, teils gefangen genommen; doch glücklicherweise entgingen Lukas de Geer und Dirk Cornelis solchem traurigen Schicksal. Ihnen gelang die Flucht von der Honduräsküste nach den Wildnissen der sogenannten Mosquitoküste im Süden.

Nach langem Umherirren trafen sie, beide halbverhungert, an einem klaren Strom einen dort seßhaften friedlichen Indianerstamm, bei welchem seit Jahren ein alter Holländer sich aufhielt, welcher früher, aus der spanischen Gefangenschaft entronnen, sich zu den Wilden geflüchtet hatte. Mit Jubel begrüßte er die Landsleute, was zur Folge hatte, daß sie auch von den Indianern aufs freundlichste aufgenommen und gut verpflegt wurden.

Man lagerte bei einem Feuer im Freien unter hohen prächtigen Bäumen. Die Weiber der Wilden kochten und brieten schmackhafte Speisen. Es herrschte ein wahrer Überfluß an Fleisch und Fischen, Vogeleiern, Wurzeln und Früchten. Nach der Mahlzeit wurde Tabak geraucht. Dieses angenehme Laster war beiden Matrosen nicht unbekannt. Seit einigen Jahrzehnten schon war das Tabakrauchen in England und Holland gebräuchlich geworden und breitete sich immer mehr aus.

Die Tonpfeifen der Wilden waren plump und schlecht gearbeitet; doch schien es Lukas und Dirk so, als sei das Rauchen daraus viel angenehmer wie aus den kleinen Holzpfeifen, die in Europa im Gebrauch waren. Dieser Umstand brachte Lukas auf die Idee: „Komme ich je wieder nach Holland zurück, so wird's vielleicht ein gutes Geschäft sein, billige Tonpfeifen in großen Mengen zu fabrizieren und sie in den Handel zu bringen."

Die Wilden der Mosquitoküste waren nicht ganz ohne Zivilisation. Zwar die Männer beschäftigten sich nur mit der Jagd und dem Fischfang; aber die Weiber verstanden sich auf die Anfertigung einfacher Gewebe und plumper Töpferarbeiten. Bestens nützlich machte sich bei ihnen Lukas. Er lehrte sie die Kunst, Töpfe und Schüsseln besser zu formen, zu glasieren und zu brennen. Auch verfertigte er aus dem vortrefflichen grauweißen Ton zierliche Tabakspfeifen, die sich der größten Beliebtheit bei den Indianern erfreuten, so daß sie alle solche Pfeifen haben wollten.

Zuweilen machten Lukas und Dirk weite Ausflüge und gingen am Seestrand entlang, um nach Schiffen auszuschauen. Bei solcher Gelegenheit entdeckten sie einmal Schiffstrümmer, die von einem gescheiterten spanischen Fahrzeuge herrührten und schon sehr lange dort gelegen haben mochten. Indem sie genauer nachforschten, fanden sie eine halb im Sande vergrabene Kiste, welche sie öffneten. Der Inhalt war sehr wertvoll. Außer einigen verdorbenen Kleidungsstücken und fast vermoderten Papieren kamen zwei Lederbeutel mit goldenen Dublonen zum Vorschein und ferner ein Kästchen mit Juwelen und Perlen. Die Kiste mochte also wohl einem verunglückten vornehmen Schiffspassagier gehört haben. Diese gute Strandbeute teilten die beiden jungen Holländer unter sich.

Vier Monate schon hatten sie sich bei den

Wilden aufgehalten, da erschien eines Tages vor der Mündung des Stromes ein holländisches Schiff, von den beiden mit Jubel begrüßt. Es schickte ein Boot flußaufwärts mit leeren Wasserfässern, die oberhalb der Brackgrenze gefüllt werden sollten. Das Fahrzeug war auch ein Kaperschiff. Lukas de Geer und Dirk Cornelis begaben sich an Bord und wurden sogleich von dem Kapitän angeheuert, der sie gut brauchen konnte, denn in einem Kampfe mit spanischen Schiffen hatte er einige von seinen Leuten eingebüßt.

Ihr alter Landsmann begleitete sie nicht; er zog es vor, in der Wildnis an der Mosquitoküste zu bleiben: bei den Indianern wollte er sein Leben in Ruhe beschließen.

Das Kaperschiff ging dann wieder in See, lieferte in Westindien den Spaniern mehrere Gefechte und kaperte zwei reich beladene Schiffe. Darauf kehrte es nach Holland mit der gemachten Kriegsbeute zurück. Als dieselbe verteilt war, ergab sich's, daß Lukas de Geer und Dirk Cornelis, den hohen Wert ihres erwähnten kostbaren Fundes am Strande der Mosquitoküste mit eingerechnet, jeder über zwanzigtausend Gulden besaßen.

— — — — — — — — — — —

Nach fünfzehnmonatlicher Abwesenheit traf Lukas wieder in seiner Vaterstadt Gouda ein. Seine Mutter hatte ihn bereits als tot beweint: wie hoch erfreut war sie nun, als sie ihn gesund und munter wiedersah, noch dazu mit ansehnlichem Reichtum gesegnet!

Nachdem der erste Jubel des Wiedersehens vorbei war, stellte er eine Menge Fragen.

„Was macht Adriana?"

„Ach, die Ärmste härmt sich um dich, denn sie glaubte ja auch, daß du nicht wiederkehren würdest."

„So ist sie also noch nicht verheiratet?"

„Nein, Lukas. Es hat sich keines reichen Mannes Sohn gemeldet als Bewerber um ihre Hand. Und es wird sich auch sicherlich jetzt keiner mehr melden."

„Um so besser. Aber warum nicht?"

„Mit Michael van Hooft steht es schlecht: er ist gänzlich ruiniert. Gerade heute vormittag um elf Uhr ist der Termin, da wird auf Betreiben der Gläubiger gerichtsseitig sein Haus und Geschäft öffentlich versteigert."

„Dann ist's höchste Zeit. Ich muß schleunigst dahin eilen, um zu bieten."

„Du willst das Haus und die Töpferei kaufen?"

„Jawohl, für mich und Adriana, um die ich nun wohl werde freien dürfen, da ich ja einen großen, vollen Geldsack aus Westindien mit heimgebracht habe. Dann setze ich mit meinem Schwiegervater das Geschäft fort, aber selbstverständlich in anderer Weise: ich habe nämlich eine gute Idee, deren Ausführung sehr viel Geld einbringen kann."

Er nahm seinen Hut und eilte nach dem Marktplatze, wo er in das van Hooftsche Haus eintrat.

Auf dem großen Flur desselben waren ziemlich viele Leute anwesend. Ein Gerichtsaktuar, der als Auktionator fungierte, stand etwas erhöht hinter einem kleinen Pulte und hielt ein Hämmerchen in der Hand.

„Dreitausendsechshundert Gulden sind geboten!" rief er eben. „Bietet niemand mehr? Dreitausendsechshundert! Zum ersten — zum zweiten — niemand mehr? Zum —" er hob das Hämmerchen zum Zuschlage.

„Viertausend Gulden!" schrie Lukas.

Die Leute sahen sich nach ihm um. Einige erkannten ihn. Es entstand ein Gemurmel des Erstaunens.

Der Auktionator rief: „Viertausend Gulden sind geboten! Wer bietet mehr? Viertausend! Zum ersten — zum zweiten — zum dritten!"

Das Hämmerchen fiel.

„Wer ist der Käufer?"

„Ich, Lukas de Geer."

„Ihr müßt bar zahlen oder zwei gute Bürgen stellen."

„Bürgen habe ich nicht, aber ich kann den Kaufpreis sofort bezahlen."

„Dann ist's gut. Die Verkaufs- und Übertragungsurkunde wird sogleich für Euch ausgefertigt werden. Dies Haus mit der Töpferei darin ist jetzt Euer Eigentum."

Lukas bezahlte den Kaufpreis bar in Gold, was ihm sehr viel Hochachtung seitens der Anwesenden eintrug.

— — — — — — — — — — —

Unterdessen verweilte in einem Hinterzimmer in tiefer Betrübnis und dumpfem Schweigen die Familie van Hooft.

Vorwurfsvoll sahen Frau Gertrude und ihre Tochter Adriana den Gatten und Vater an, dessen unkluge und ganz nutzlose Fabrikationsversuche solches Elend verschuldet hatten. Bange Sorge erfüllte ihre Gemüter. So sollten sie denn vertrieben werden von Haus und Herd, von der ihnen so lieb gewordenen Heimstätte.

Da drang plötzlich zu ihnen die überraschende Kunde: „Lukas de Geer ist wieder da! Er hat soeben das Haus gekauft und bar bezahlt."

Und gleich darauf kam er selbst. Welche Freude für Adriana! Er sagte zu ihr und ihren Eltern, sie möchten auch fernerhin das Haus als das ihrige ansehen. Dann berichtete er kurz seine Abenteuer in Westindien und wie er dort zu ansehnlichem Vermögen gekommen sei. Er sprach von seiner Liebe und sagte: „Jetzt, da ich ja richtig mit einem großen, vollen Geldsack angelangt bin, darf ich mir's wohl erlauben, abermals um Adrianas Hand anzuhalten?"

„Ja, lieber Lukas," sprach gerührt und freudig bewegt Michael van Hooft, „du sollst Adriana haben. Wahrlich, du bist ihrer wert."

Und dann sprachen sie hochbeglückt noch über vieles andere. Der junge Mann erwähnte der Tonpfeifen und zeigte eine solche, die er an der Mosquitoküste gemacht hatte, vor.

Sein zukünftiger Schwiegervater begriff sofort die Wichtigkeit dieser Idee. Er und Lukas de Geer richteten in Gouda die erste Tonpfeifenfabrik ein. Die neuen, sehr billigen und praktischen Pfeifen fanden den größten Beifall im In- und Auslande. Die ersten Verfertiger gelangten durch die neue Industrie zu großem Reichtum.

Wie für Delft die schönen Fayencen, wie für Schiedam der Genever, so wurden für Gouda die Tonpfeifen ein besonderer Fabrikations- und Handelsartikel. Während der nächsten zweihundert Jahre brachten sie viele Millionen in die Stadt, in der Lukas de Geers Nachkommen noch heute leben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Ausstellungsschwein. — Eine Reihe von kleinen Mißgeschicken führte vor einigen Jahren eine der drolligsten Verwechslungen herbei, die wohl je auf Ausstellungen vorgekommen sind.

Frau v. F., die junge Gattin eines ungarischen Großgrundbesitzers, hatte sich mit jenem Eifer auf die Landwirtschaft geworfen, welchen jung verheiratete Gutsbesitzersfrauen gewöhnlich in den ersten Jahren ihrer Ehe an den Tag zu legen pflegen. Dazu gehörte auch unter anderem, daß sie die Aufzucht eines jungen Schweines in ihre eigene Obhut nahm. Zu ihrer Freude gedieh Hans — so hatte sie das Schwein getauft — ganz vortrefflich und nahm sichtlich zu an Umfang und Fett, in welcher Hinsicht es schließlich das übrige Borstenvieh des Gutes weit übertraf. Allein ihr Gatte wollte von ihrer eigenhändigen Schweinezucht nichts wissen, er strafte ihre Bemühungen mit Nichtachtung und würdigte den fetten Hans absichtlich nicht eines Blickes.

Lange Zeit dachte Frau v. F. nach, wie sie die Anerkennung ihres Gatten erringen könne. Endlich bot sich die erwünschte Gelegenheit. Sie las in der Zeitung, daß in Z. eine Mastviehausstellung stattfinde. Sogleich war ihr Entschluß gefaßt. Sie beauftragte den Inspektor, ihren Zögling per Bahn zur Ausstellung zu senden. Mit tiefen Verbeugungen nahm der Inspektor, ein schon bejahrter Mann, den Befehl entgegen und ließ sogleich für Hans einen Holzkäfig zurechtzimmern. Als er aber die Adresse anfertigen sollte, fiel es ihm ein, daß er nicht die geringste Ahnung habe, in welcher Stadt sich die Ausstellung befände. Das einfachste wäre ja gewesen, bei seiner Herrin anzufragen, aber er fürchtete, sich eine Blöße zu geben, wenn er verriet, daß er als landwirtschaftlicher Beamter von der Existenz der Mastviehausstellung nichts wisse.

Da erinnerte er sich noch zur rechten Zeit, von dem Inspektor des Nachbarguts gehört zu haben, daß dessen Herrschaft zur Ausstellung nach Y. gereist sei. Ohne weitere Skrupel adressierte er nun: „An die Mastviehausstellung in Y." Die fette Sendung langte in diesem Orte richtig an. Dort aber wußte man nichts von einer Mastviehausstellung. Da aber in Y. zur selben Zeit eine Vogelausstellung stattfand, hielt man es für in der Ordnung, dort anzufragen, und es stellte sich heraus, daß der Restaurateur der Ausstellung tatsächlich ein zu Schweinebraten geeignetes Objekt erwarte, das er bestellt hatte. Die Sendung wurde daraufhin ihm ausgeliefert, und er nahm mit Freuden den fetten Braten entgegen.

So geschah es, daß Hans den Weg alles Fleisches ging, während seine Besitzerin von ungeahnten Ehren träumte, die ihrem Pflegling auf der Ausstellung zu teil werden würden. Als Frau v. F. aber gar nichts mehr von ihrem Mastschwein hörte, verlor sie die Geduld und schrieb eine kurze Karte an die Direktion der Ausstellung, folgenden Inhalts: „Weshalb erhalte ich keine Nachricht über meinen Hans? Was haben Sie mit dem armen Tiere angefangen? Ist es denn nicht prämiiert worden?"

Als Frau v. F. die Adresse auf das Kuvert setzen wollte, kamen ihr Zweifel, ob die Karte auch an die richtige Adresse gelangen werde, wenn sie einfach adressierte: „An die Mastviehausstellung zu Z." Da fiel ihr ein, daß ja der Inspektor die genaue Adresse wissen müsse, und sie sandte ihm die Karte zum Adressieren. Der Inspektor besann sich nicht lange und schrieb einfach an die Ausstellung zu Y. So gelangte auch die Karte in die Vogelausstellung.

Hier las man die Anfrage mit einiger Verlegenheit. Die Nachforschungen ergaben zwar nicht, daß Frau v. F. irgend ein Objekt zur Ausstellung gesandt habe, aber immerhin war die Buchführung der Ausstellung nicht in solcher Ordnung, daß mit Bestimmtheit das Eintreffen einer Sendung in Zweifel gezogen werden konnte.

„Hans," sagte der Direktor der Ausstellung, „ist sicher der Name eines Kanarienvogels. Wenn alle anderen Kanarienvögel abgeholt sind, wird der gemeinte wohl übrig bleiben und kann dann zurückgesandt werden. Jedenfalls wollen wir zur Beruhigung der Dame eine Antwort schreiben."

Die Antwort, welche Frau v. F. erhielt, lautete: „Die Prämiierungen haben bereits stattgefunden, doch konnte Ihr Hans dabei leider nicht bedacht werden. Das hindert uns aber nicht, seine Leistungen in Ehren anzuerkennen. Er singt außerordentlich hübsch, und namentlich gelingt ihm der lange Triller. Auch ist er hübsch gehalten und gezogen, so daß er wohl eine Zierde jedes Salons sein dürfte."

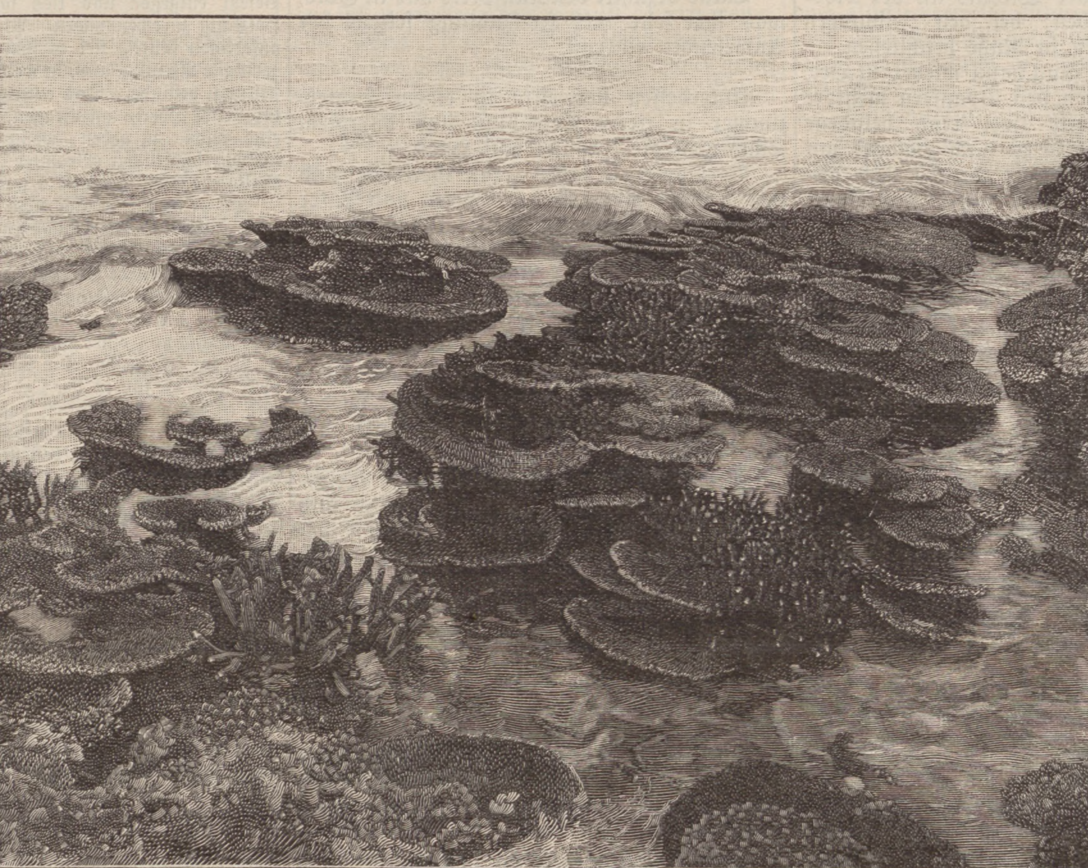
Sehr entrüstet erwiderte Frau v. F., daß ihr Mastschwein zwar gut gehalten und gezogen sei, niemals aber gesungen oder getrillert habe und für einen Salon jedenfalls nicht passe. Sie bitte, solche Scherze zu unterlassen, und verlange nunmehr ernstliche Auskunft.

Eine ganze Zeitlang wurde hin und her geschrieben, bis sich die ganze Geschichte aufklärte. Frau v. F. war untröstlich über das wenig ruhmreiche Ende ihres Pfleglings, und seit dieser Zeit verlor sie jede Lust, sich weiterhin so energisch in der Landwirtschaft zu betätigen. [M. H.—D.]

Die Straße der Missionäre. — Die Fifth Avenue in New York ist die vornehmste Straße der

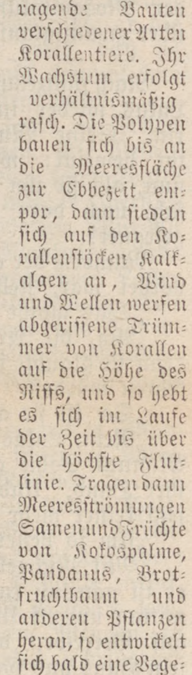
Riesenstadt und vielleicht die vornehmste der ganzen Welt. Sie ist $2\frac{1}{2}$ Kilometer lang und wird jetzt ausnahmslos nur von Millionären bewohnt. Außer den wunderbaren Villen und Wohnhäusern dieser Millionäre befinden sich in der Straße allerdings auch einige Kirchen und verschiedene Klubgebäude. Alle diese Gebäulichkeiten aber sind ausschließlich für den Gebrauch der Millionäre bestimmt. Amerikanische Zeitungen haben ausgerechnet, daß das Vermögen der Bewohner dieser Straße zwölf- bis achtzehntausend Millionen Mark beträgt. Von dem Luxus, der in diesen Häusern der amerikanischen Geldleute entwickelt wird, hat man in der Alten Welt fast keine Ahnung, und selbst die Pracht der bayerischen Königsschlösser verschwindet gegen die Einrichtung der meisten dieser Häuser. Leider ist der hier entfaltete Luxus selten ein künstlerischer zu nennen, er zeigt sich mehr als ein äußerst brutaler Geschmack, und das kommt daher, weil es den Millionären, die fast sämtlich Emporkömmlinge sind und sich zum größten Teil von unten heraufgearbeitet haben, bei ihrem Luxus lediglich darauf ankommt, zu zeigen, wieviel Geld zu ihrer Verfügung steht. So hat zum Beispiel der vielfache Millionär Stephan S. Marchand sich ein Schlafzimmer einrichten lassen, welches rund vier Millionen Mark kostet. Das Zimmer hat elliptische Form, und in einer der Nischen des Rundteils der Ellipse steht das prunkvolle Bett. Diese Schlafstätte hat die Kleinigkeit von 760,000 Mark gekostet. Das Bett besteht aus massivem Ebenholz in Verbindung mit Skulpturen aus reinem Elfenbein. Außerdem sind die schwarzen Ebenholzwände mit Goldfiligran ausgelegt. Die Herstellung dieser Bettstelle erforderte $2\frac{1}{2}$ Jahre mühevoller Arbeit, und ein einziger Streifen, der um das Bett herumgeht, bestehend aus Elfenbein mit eingelegten Goldfiguren, ist derartig fein gearbeitet, daß eine Anzahl von Arbeitern an diesem Streifen allein achtzehn Monate beschäftigt wurde, ja es kam vor, daß einer der Arbeiter darüber sogar seinen Verstand verlor. Um diesen eingelegten Elfenbeinstreifen in vollständig gleichem Material auszuführen, wurde eine sieben Monate in Anspruch nehmende Expedition nach Afrika geschickt, um Elfenbein von durchaus gleicher Färbung und Maserung aufzutreiben. Die Expedition kostete allein 80,000 Mark. Der Betthimmel besteht aus Purpurdamast, von dem die Elle hundert Mark kostet, der Garderobenschrank kostet 600,000, der Toilettentisch 240,000, der Waschtisch 150,000 und der Nachttisch 50,000 Mark. Die übrige Einrichtung des Zimmers stellt sich fast auf zwei Millionen Mark; die kostbarsten Spiegel und eine Garnitur von Stühlen, welche durchweg aus Elfenbein mit Goldeinlage bestehen, schmücken das Innere; die Wände sind mit den feinsten Seidentapeten bekleidet, und die Paneele bestehen aus Holzschnitzereien von Künstlerhand. Die Seidenbekleidung der Wände ist in Lyon extra angefertigt, und die Elle davon kostet 160 Mark. Die Decke, bestehend aus Schnitzereien und eingelegten Gemälden, wurde in Paris angefertigt zu dem enormen Preise von gegen 80,000 Mark. Die Gardinen kosten für jedes Fenster 25,000 Mark, und die sogenannten Stores (Untergardinen), bestehend aus Brüsseler Spitzen, die mit Seidenfäden durchwebt sind, stellen sich im Preise pro Stück auf etwa 20,000 Mark. — Ein anderer Millionär aus der Fifth Avenue setzt seinen Stolz darein, das kostbarste Treppenhaus der Welt zu besitzen. Dieses Treppenhaus, bestehend aus einer einzigen Treppe, die zur ersten Etage emporführt — das Haus hat nur zwei Stockwerke — ist derartig wundervoll eingerichtet, daß jede Stufe der Treppe im Preise auf 10,000 Mark zu stehen kommt. Wände und Treppenstufen bestehen aus weißem Marmor ohne jeden Fehler. Durch Aufeinanderschleifen der Stücke und äußerst genaues und sorgfältiges Arbeiten, das allerdings ein Riesengeld erforderte, ist die Zusammensetzung der Marmorstücke, aus denen Wände und Treppen bestehen, eine so sorgfältige, daß das Treppenhaus aussieht, als sei es aus einem einzigen Marmorblock gehauen. Das Geländer der Treppe ist eine künstlerisch vollendete Eisenschmiedarbeit, die überreich mit reinem Gold verziert ist. Am Fuß der Treppe stehen zwei Riesenfiguren aus Marmor, welche elektrische Beleuchtungskörper halten. Die Herstellung dieser Treppe kostete nicht weniger als 500,000 Mark. [A. O. K.]

Das Gift der Hornissen ist gleich dem Bienen- und Wespengift eine alkalisch wirkende Flüssigkeit, welche beim Stechen dieser Insekten aus ihrem Stachel in die kleine Stichwunde fließt und Entzündung erregt. Sticht das Tier mehrmals, so wirkt der Stich nicht mehr, weil der Vorrat von Gift erschöpft ist. Dergleichen Gift soll im trockenen Zustande dem Viperngift ähnlich sein, schmeckt bitter, löst sich in Wasser auf und wirkt so heftig, daß ein Gran davon ein Huhn in wenigen Stunden töten kann. [W. H.]



Korallenriffe bei Ebbe.





Korallenriffe bei Ebbe.

(Mit Bild.)

Die in den wärmeren Meeren zahlreich vorhandenen Korallenriffe sind aus bedeutender Tiefe aufragende Bauten verschiedener Arten Korallentiere. Ihr Wachstum erfolgt verhältnismäßig rasch. Die Polypen bauen sich bis an die Meeresfläche zur Ebbezeit empor, dann siedeln sich auf den Korallenstöcken Kalkalgen an, Wind und Wellen werfen abgerissene Trümmer von Korallen auf die Höhe des Riffs, und so hebt es sich im Laufe der Zeit bis über die höchste Flutlinie. Tragen dann Meeresströmungen Samen und Früchte von Kokospalme, Pandanus, Brotfruchtbaum und anderen Pflanzen heran, so entwickelt sich bald eine Vegetation, und es entsteht eine Koralleninsel, die wenigstens den Schiffen nicht mehr so gefährlich ist wie die zur Flutzeit unter der Meeresoberfläche liegenden Korallenriffe.

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 10:
Hast du Arbeit, frisch daran, dann ist sie gar bald gethan.

Magische Aufgabe.

	A	B	B	D	
D	E	E	E	E	F
F	I	I	N	N	N
N	P	P	R	R	R
R	R	S	S	T	T
	U	U	W	W	

Die obigen Buchstaben sind derart zu ordnen, daß die sich kreuzenden Reihen gleiche Wörter ergeben.

Das erste Wort ein Land dir nennt,
Wo sie sehr gutes Bier bereiten.
Das zweite wieder jeder kennt
Als eine der vier Jahreszeiten.
Das dritte vielfach wird verehrt
Als Männername gar nicht selten.
Vom vierten, das oft sehr begehrt
Und schwer gefunden, Dichter melden.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösungen von Nr. 10:
des Homonyms: belegt;
des Wort-Rätsels: Ar, aber — Araber.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.